

Klagenfurter Zeitung.

№ 68.

Sonnabend, den 24. März.

1855.

Die Klagenfurter Zeitung erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Pränumerationspreis: Halbjährig im Comptoir abgeholt ohne Couvert 5 fl. 30 kr., unter Couvert 6 fl., durch die Post portofrei 7 fl. 30 kr. C. M. — Inserate aller Art werden angenommen und die einseitige Garnend-Zeile oder deren Raum für die einmalige Einschaltung mit 3 kr., für die zweimalige mit 4 kr. und die dreimalige mit 5 kr. C. M. berechnet. — Inserate unter zehn Zeilen für dreimalige Einschaltung 50 fr. C. M. — Zu diesen Gebühren ist nach dem „provisorischen Gesetze für Infectionsstempel“ noch 10 kr. für eine jedesmalige Einschaltung hinzu zu rechnen.

Feuilleton.

V. R. Das Feuilleton hat den Frühling vor wenigen Tagen begrüßt, und der Frühling hat uns nicht zu Schanden werden lassen. Warme Regen wechseln mit mildem Sonnenschein, und immer schmaler werden die Schneestreifen auf den Höhen und Hängen der Mittelgebirge. Ging auch vor einigen Tagen ein tiefes Grollen schütternd durch die Erddede, wir trauern der hellen Himmelbläue, und unsere gute alte Erde wird die Menschenkinder und ihre Hänschen nach wie vor freundlich auf ihrem gekrümmten Rücken tragen. Das Feuilleton darf aber nicht undankbar sein, es soll vor der nahenden Lenzherrlichkeit nicht auf die Genüsse vergessen die der Winter geboten. Ist der Winter doch die wahre Zeit der Geselligkeit. In Wald und Flur zerstreuen sich leicht die Menschen, die der Winterfrost so nahe zusammen drängt. Und des Frühjahrs Freuden nehmen sich in der Wirklichkeit viel besser aus als in der matten Schilderung auf dem bedruckten Papier. Der besungene Sonnenstrahl fällt nicht erwärmend an das Herz, und das Säuseln der Luft klingt im Frühlingssiede wie das Knittern des Papiers. Auch gehört es nicht zum guten Tone vom Wetter und den Jahreszeiten zu sprechen und zu singen

Die Kosten des Gespräches muß

Das Wetter meist bestreiten,

Ein Dichter, der nichts zu sagen weiß,

Besingt die Jahreszeiten.

Und so wollen wir denn den Frühling mehr genießen als beschreiben, und den geschiedenen und scheidenden Winterfreunden ein dankbares Lebwohl nachrufen. Tranernd standen unlängst die Eischüngen vor ihrer zu Wasser gewordenen Freude, das Eis des Sees und des Landcanaals geht mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen, die Bretterverschöpfung

des Dampfbootes ist gesunken, und der neue Kessel in sein Inneres eingesagt. Bald werden Rauch und Funken aus seinem Schlotte empersteigen, die hastigen Räder die ruhigen Wasser peitschen, und die Boote auf dem freien offenen See die weithin reichenden Furchen ziehen. Auch das Theater wird bald seine Thore schließen, und mit der heiteren dramatischen Kunst scheidet die letzte — nicht die geringste unserer Winterfreuden. Venten wir dieselbe zu Flug und Fremmen des Feuilletons, so lange es angeht, aus.

Aus dem Repertoire der vorigen Woche bietet uns Mosenthal's nach einem Romane Müller's bearbeitetes Schauspiel: „Ein deutsches Dichterleben“, Stoff zu einigen Bemerkungen. Wir kennen den Roman nicht, wissen daher nicht zu beurtheilen, in wie weit das Verdienst der Erfindung zwischen dem Roman und dem Schauspieldichter zu theilen kommt. Doch ist dies überhaupt von untergeordneter Erwägung; wir haben es nicht mit der Entstehungsgeschichte des Schauspiels, sondern nur mit diesem selbst als etwas Fertigen zu thun. Daß der in Bürger's Leben gegebene Stoff kein dramatischer ist, springt in die Augen. Es ist ein interessanter Conflict vorhanden, aber keine Lösung. Daß die arme unglückliche Dora an der Auszehrung stirbt, löst nicht den Conflict, es verändert nur die Situation. Das Hinderniß ist äußerlich beseitigt, nicht innerlich aufgehoben. Das Schauspiel ist effectvoll, leider durchzieht dasselbe eine höchst ungesunde Luft. Die Ansichten, die in demselben über das Verhältniß des Dichters zum realen Leben ausgesprochen werden, sind größtentheils nur halb wahr; es ist zwar allerdings richtig, daß die Aeußerungen der dramatischen Personen nur mit ihrem Charakter mit der gegebenen Situation übereinzustimmen, daß sie also nur halb wahr zu sein brauchen, aber dies ihnen anklebende Irrißge muß eben durch die Totalität der Handlung aufgehoben werden, sonst erscheint der Irrthum der dramatischen Person als der Irrthum des Dichters. Und hier in diesem Falle zieht sich durch die ganze Dichtung ein Nachklang aus jener Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur, wo die himmelan-

stürmenden Genies sich ebenso über die Schranken der Kunst, wie über die der Sittlichkeit hinaussetzten. Das Anknüpfen des Genies gegen die Noth des Lebens ist allerdings ein anregender, unsere vollste Theilnahme verdienender Stoff, und wir wollen sehr gerne zugeben, daß die Geschäfte eines Antmannes einem Manne wie Bürger drückend und lästig sein mußten, wir können es auch nur tief bedauern, daß seine Frau, die arme Dora, kein tieferes Verständniß für die höchste Begabung ihres Mannes hatte, wir werden auch dem unseligen Kampfe des deutschen Dichters unser innigstes Mitleid weihen, nur fordern wir von dem Verfasser, daß er die Nothwendigkeit der Geschäfte des Alltagslebens in das gleich günstige Licht mit den Anforderungen des Genies stelle; wir fordern von ihm, daß er die Heiligkeit der geschlossenen Ehe als eine unabweisbare Pflicht darstelle. Bürger's „Leonore“ ist eine große gewaltige Dichtung, aber es ist von unendlich geringerer Bedeutung, ob sie geschrieben worden oder nicht, als daß ein Mann seine Pflichten gegen Gattin und Kind erfülle. Wer die Gewalt der Leidenschaft kennt, wird über Bürger wegen seinem unseligen Verhältnisse zu Molly nicht den Stab brechen, der Dichter darf den Verirrten auch mildernd unserem Herzen näher bringen, was hier so leicht ist, aber freisprechen darf er den Schuldigen nicht.

Die Darstellung war von geringem Fleiße besetzt, die Herren hatten schlecht memorirt, man hörte mitunter colossalen Unsinns sprechen, der sich manchmal höchst komisch ausnahm, so wenn Bürger's Freund, der überhaupt kein Freund von Memoriren zu sein scheint, diesem beruhigend zuruft: Was sehnst (seest) du deinen Schmerz! Ein würdiges Seitenstück zu dem Ergreiste, der bei der heurigen Faust-Darstellung mit unendlichem Pathos die langgezogenen Worte sprach:

Du hast an meiner Ferse (Sphäre) lang gezogen!

Derlei kann wohl manchmal nur Bosheit des Zufalls sein, wenn es jedoch öfters geschieht, hört es auf Zufall zu sein.